

Der Tag der Toten

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 44

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645285>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Allerfeelen.

Heut' ist der Tag der armen Seelen.
 Seid still! — Spürt ihr ihr leises Wehn?
 Seht ihr der Herzen mühsam Schwelen
 Auf Gräbern, die in Trauer stehn?
 Heut' ist der Tag der lieben Toten.
 Ein wundes Mal im Nebelgrau!
 Blutrote Asten, scheue Boten
 Verhalt'ner Liebe einer Frau.
 Heut' ist der Tag der stillen Schmerzen.
 Der Nebel deckt die Sonne zu,
 Und über müder Menschen Herzen
 Kommt milde Allerfeelen-Nuh.
 Elsa Bürki, Bern.

Zu spät.

Sie haben dich fortgetragen,
 Ich kann es dir nicht mehr sagen,
 Wie oft ich bei Tag und Nacht
 Dein gedacht,
 Dein und was ich dir angetan
 Auf dunkler Jugendbahn.
 Ich habe gezaudert, versäumet,
 Hab' immer von Frist geträumet!
 Ueber den Hügel der Wind nun weht:
 Es ist zu spät! F. Z. Bissher.

Gedichte zum Allerfeelentag.



Allerfeelen 1931. (Pinselfzeichnung von Ad. Bürki, Bern.)

Denk es, o Seele!

Ein Tännlein grünet wo,
 Wer weiß, im Walde;
 Ein Rosenstrauch, wer sagt,
 In welchem Garten?
 Sie sind erlesen schon,
 Denk es, o Seele,
 Auf deinem Grab zu wurzeln
 Und zu wachsen.
 Zwei schwarze Rößlein weiden
 Auf der Wiese,
 Sie kehren hrim zur Stadt
 In muntern Sprüngen.
 Sie werden schrittweis' gehn
 Mit deiner Leiche;
 Vielleicht, vielleicht noch eh
 An ihren Hufen
 Das Eisen los wird,
 Das ich blitzen sehe!
 Eduard Mörike.

Totenfrühling.

Totenfrühling, Allerfeelen,
 Einft im kalten Ruhetal
 Um das eingesunkne Mal
 Laß es nicht an Blumen fehlen,
 Totenfrühling, Allerfeelen!
 Martin Greif.

Ein Grab.

Es liegt ein Beilchen dunkelblau
 Auf einem Grab im Abendtau,
 Ein kleines Mädchen kniet davor
 Und hebt die Hände fromm empor:
 „O sagt, ihr Beilchen, in der Nacht
 Der Mutter, was der Vater macht,
 Daß ich schon striden kann, und daß
 Ich tausendmal sie grüßen laß.“
 Hermann von Gilm.

Aus „Meinen Toten“.

Mir war's, ich hört es an der Türe pochen,
 Und fuhr empor, als wärst du wieder da
 Und sprächest wieder, wie du oft gesprochen,
 Mit Schmeichelton: Darf ich hinein, Papa?
 Und da ich abends ging am steilen Strand,
 Fühlt ich dein Händchen warm in meiner Hand.
 Und wo die Flut Gestein herangewälzt,
 Sagt ich ganz laut: Gib acht, daß du nicht fällst!
 Paul Senje.

Allerfeelen.

Vielleicht, wenn einst um mein schlichtes Grab
 Die Novemberstürme gehen —
 Und das Kreuzlein darauf zerfallen ist,
 Und die Nebelschleier wehen —
 Vielleicht, daß dann einer Aster Glut
 Mit süßem ersterbendem Duft

Einen Menschen, der dran vorübergeht,
 Zu meinem Grabe ruft.
 Daß dann des Erinnerens Tore sich
 Vor seinen Augen weiten,
 Daß seine Hände mit leiser Scheu
 Ueber den Hügel gleiten — — M. Dutli-Rutishäuser.

Der Tag der Toten.

Von Maria Dutli-Rutishäuser.

Ueber dem kleinen Friedhofs lag die Sonne des Allerfeelentages. Nicht die milde, verheißende des Frühlings und nicht die glutvolle, reife des Sommers. Es war nur Novembersonne — verschleierte, fast unwirkliche. Sie schien, aber sie wärmte nicht, sie lockte und wollte Freude wachrufen auf der sterbenden Erde. Aber niemand freute sich an ihr. Man traute ihrem bleichen Scheine nicht, denn sie

würde bald verschwinden und dann fühlte man die Kälte nur umso deutlicher.

Was hatte auch die Sonne an Allerfeelen zu tun? War das nicht der Tag, an dem sie sich gar nicht blicken lassen sollte? Die Menschen konnten doch Allerfeelen ohne sie begehen —!

Auf den Gräbern dufteten scharf und durchdringend die Asten. Ein leiser Windhauch trug den Duft der vielen tausend Blumen durcheinander und die Sonne schien darüber

hin, daß es aussah, als sei der kleine Friedhof zu einem großen Feste geschmückt.

Dort, wo die vielen kleinen Steine waren mit den Engelföpfchen darauf, lagen die Kinder, und die Gräber sahen aus wie Gärtlein, die ehemals die Kinder mit den kleinen geduldigen Fingerlein gemacht hatten! — Weiße Aftern, kleine schneeige Sterne lagen auf dem schwarzen Erdrich, jedes sorgsam eingesteckt, also, daß sie an ein Kinderspiel erinnerten. Die Sonne lächelte, als sie das sah, und dachte daran, wie schön erst die kleinen Englein seien, die da unter dieser lieblichen Blumendecke schlummern!

Daneben dehnten sich weit und regelmäßig die Reihen der großen Gräber — auch ein Garten, aber ernst und geordneter. Dunkle Marmorkreuze mit dem Gefreuzigten und daran mächtige Kränze von Lannengrün und Herbstlaub. Und auf dem streng abgetheilten Geviert Aftern, — rote, blutrote Aftern. „Das Symbol eures Lebens“, denkt die Sonne, „das auch so ernst war und die roten glühenden Farben der Liebe und Freude so gut kannte. Wie wird euch wohl sein da unten, — wie werdet ihr die Wonnen des Paradiesgartens trinken mit euren glücksdurstenden Herzen!“

Ganz an die graue Mauer des alten Kirchturms schmiegen sich die schiefen verwetterten Steine der ganz alten Gräber. Dort hat niemand die Allerseelen-Blumen aufgesteckt. Vergessen und überwuchert liegen sie, nur die Sonne gleitet mit leisen Händen über sie hin und möchte so gerne ein paar Farben weden auf den stillen Gräbern. Sie lockt endlich ein paar Kinder an das sonnige Plätzchen und die stecken nun einige letzte Feldblumen mitten in das Unkraut hinein. Also sind sie alle nun bereit zum Feste, denkt die Sonne, — die ganz Kleinen, die kaum die Erde betraten, die Großen, die dort ausruhen von Kampf und Sieg, und die Alten, die niemand kennt und die, wohl vom Himmel herab auf die große Festgemeinde der Toten schauen.

Die Sonne lacht noch immer. Sie freut sich, daß sie dem großen Totengarten ihren Glanz und ihre letzte Liebeslösung geben darf. Aber wie sie die vielen schwarzbeleideten Menschen zur Kirche kommen sieht, da merkt sie, daß es kein Fest werden will, trotz der Blumen und Kränze. Aus der schmucklosen Kirche tönt der Gesang des Dies irae. Langsam zieht die Schar der schwarzen Beter auf den Friedhof und Kreuz und Fahne schweben ernst und düster im fahlen Sonnenglanz. Immer und immer wiederholt sich das Gebet „für die armen Seelen“.

„Arme Seelen“ singt die Sonne, „wo sie doch unter Blumen ruhen und wo ich weiß, daß der Himmel, dem sie zustreben, so unendlich schön ist! Warum wohl stehen sie nun so gebeugt, die Menschen, vor den Ruhestätten ihrer Lieben, die so viel besser ruhen, als hier auf Erden?“

Auf den kleinen weißen Kindergräbchen knien junge Frauen — Mütter, die Augen rotgeweint um die toten Kinder. Sie küssen ein kleines Blümlein — es ist das Blümlein, das für das Kind blüht. Sie neigen mit ihren Tränen die Erde — sie deckt ihr Kind — sie möchten nur noch ein einziges Mal die blauen Augenlein sehen, die so lieb schauen konnten, — möchten die Händlein halten, die nach der Mutter verlangten, — möchten selber sterben, um einen Augenblick das süße Geschöpf, das eigene Fleisch und Blut noch einmal im Arm halten zu dürfen. Aber statt dessen liegt es im Grabe, verwaist und vermodert und nur eine kleine Seele blieb von ihm, die wohl glücklich ist im Reiche der Engel — die aber so fern, unendlich weit weg ist. Und Mütter haben doch so gern etwas, das sie hegen und pflegen, dem sie sich opfern dürfen!

Die Sonne ahnt, daß es wohl doch keine Feier ist, der Tag der Toten. Denn Tränen sieht sie nicht gern und gar Tränen um Kinder, die ihr selber leid taten, als man sie an strahlenden Frühlingstagen in weißen Särglein zur Erde senkte.

Aber drüben wird's anders sein, wo die Großen liegen, die Kämpfer! Oder auch nicht? — Da stehen sie auch, die Stummen, Weinenden, als ob die Gräber ihr Liebstes bergen würden. Er war wohl krank, der Vater, es war gut für ihn, daß er sterben durfte. Aber für die Seinen, für Frau und Kinder war es nicht gut. Die standen nun allein und das Leben war hart und forderte, wo sie nichts zu geben hatten. Wenn er nur noch einmal käme, — die arme Frau hat noch so manches zu fragen und die Kinder hätten die Hand des Vaters so notwendig. Aber nein, der Mund bleibt stumm, umsonst fleht die Frau um Rat, und die Hände, die die wilden Buben zähmen sollten, sie liegen über der kalten toten Brust gefaltet —.

Nebenan seufzt ein Elternpaar am frischen Hügel der einzigen Tochter. Der Tod brach die zarte, kaum erblühte Blume, die zu gut war für diese Erde. „Zu gut“, häumt sich das Mutterherz auf, „ja, sie war gut, aber eben darum hätte sie uns der Herrgott lassen müssen. Was haben wir nun vom Leben, wenn unser Trost dahin ist, wer wird uns pflegen, wenn wir alt und gebrechlich sind? Keine liebe Hand wird sich um uns mühen und niemand vermisst uns, wenn wir tot sind. O Kind, nur noch einmal komm und sing' uns das Lied, das uns die langen Abende ausfüllt — komm!“ Aber nichts rührt sich, nur die Blumen, die blaßroten und die weißen Chrysanthemen duften und wiegen die zarten Sterne im sanftem Windzuge. Es sind die Blumen, die des blonden Mädchens Hand selber zog, den Sommer über, und die es für sein eigenes Grab bestimmte. Die Mutter muß den Blick abwenden, die Blumen mahnen zu sehr an ihr Kind, das sie geboren und groß gezogen und dann verloren hat!

Wortlos und tiefgebeugt, ohne Tränen stiert ein Bauersmann auf die schier schmucklose Stelle, wo sein Weib, die Mutter der zehn unerwachsenen Kinder, schläft. Sie war gestorben, als das Kleinste zu leben begann. Seither standen die Kinder verwaist, — denn was versteht ein Mann von den Wünschen und Bedürfnissen kleiner Kinder und wer wollte mit ihm kommen, dieses Elend zu teilen und zehn Kindern Mutter sein? Buben und Mädchen stehen da und beten für die tote Mutter — die Großen ernst und mit kummervollen Mienen, denn sie wissen, was sie verloren, — die Kleinen zerstreut und die Kränze bestaunend, die nebenan auf andern Gräbern prangen. Sie alle wissen nur das eine: Es wäre so gut, wenn die Mutter da unten erwachen wollte, denn seit man sie damals im verschlossenen Sarge und unter dem Gesange der Totenglocke fortgetragen hatte, war der Vater traurig und niemand küßte abends die weißen Stirnen beim Zubettgehen und sie mußten das Abendgebet allein beten, oder taten es manchmal gar nicht. O, wenn die Mutter das alles sehen könnte, denkt der Vater, sie würde aus dem Grabe steigen, — denn wie fände sie Ruhe, wenn der Gatte traurig und die Kinder einsam waren und darbtten an Leib und Seele?

Kindergräber — stille Hügel, unter denen Gatten, Mütter, eine hoffnungsvolle Tochter, ein braver Sohn liegen, sie alle sind heute umlagert von Menschen, die mit den Toten ein Stück ihres Lebens begraben haben. So viele, unendlich viele Menschen sind da, aber keiner kann den Trauernden Ersatz bieten, für den Einzigen, der gegangen ist. Denn wo ist einer, der einen heißgeliebten Gatten, eine sorgende Gattin, die Mutter der Kinder, vergessen machen könnte?

Nur am sonnigen Plätzlein beim Kirchturme, da ist es still, da weint niemand. Ungeklärt kann da die Sonne mit den paar welken Blumen spielen. Sie spinnt und flimmert um die moosgrünen Steine, aber keiner will glänzen. „Alles ist hier tot“, sagt sie, „kein Andenken lebt mehr an diese Gestorbenen und kein Weinen stört die Ruhe. Ob sie wohl einstens nicht vergessen werden, wenn meine Tage dahin sind und alle Feste auf Erden ausklingen an dem gewaltigen Tage der Toten am „Dies illa“? Denn das ist doch kein

Fest, zu dem ich meine Strahlen ausgesandt habe. Die Menschen alle weinen und klagen um die, die dem Himmel zuwandern, und wenn ein paar Jahre darüber hingegangen sind, dann stehen die Gräber einsam und verlassen — wie doch die Menschen töricht sind. Fast könnte man glauben, der Acker Gottes sei das Ende, das allerletzte Ende alles Seins!

— — Aber die Sonne ist längst untergegangen, da weht's und rauscht's durch die Reihen der Gräber wie der Odem Gottes, der über verweinten Blumen und geknickten Hoffnungen das Wort seiner allgewaltigen Macht erschallen läßt:

„Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, wenn er auch gestorben ist!“

Da horchen die Toten in den Gräbern auf und rüsten sich für den Tag, an dem sie glorreich aus dem Todeschlaf erwachen werden — —!

Dänemark — das Land der Butter und der Volkshochschulen.

(Schluß.)

Der landwirtschaftliche Volksteil macht ein Drittel der Gesamtbevölkerung aus. In ungefähr diesem Verhältnis steht die Landbevölkerung zur Stadtbevölkerung. Wie bei uns hat die Elementarschulung in Dänemark für Stadt und Land gleiche Grundlagen: die obligatorische Schulpflicht, die hier 7 Jahre umfaßt. Die Staats- und Gemeindeschulen bilden die Regel, die Privatschulen die Ausnahmen wie bei uns. Auf die Volksschule baut die Mittelschule (bei uns Sekundarschule) auf; sie beginnt nach der 4. oder 5. Klasse der Elementarschule und dauert 4 Jahre, umfaßt also das 12. bis 15. Altersjahr. Das Kind, das sich für die Landwirtschaft als Lebensberuf entschließt, erhält in Dänemark eine praktische und theoretische Ausbildung für diesen Beruf. Es macht zunächst entweder daheim oder bei Verwandten oder auf fremdem Gutshof eine praktische Lehrzeit durch. Die künftigen Besitzer mittlerer und größerer Betriebe kommen wechselnd auf größere Höfe in verschiedenen Gegenden des Landes in die Lehre, und ihre Fortschritte werden von landwirtschaftlichen Gesellschaften überwacht an Hand von Tagebüchern, die die Schüler führen müssen.

Nach dieser praktischen Ausbildung, die 4 bis 5 Jahre umfaßt, setzt die theoretische ein, meistens auf einer landwirtschaftlichen Schule. Oft ist der theoretischen Ausbildung der Besuch einer Volkshochschule vorausgegangen. Es gilt dies als großer Vorteil. Die dänischen Landwirtschaftsschulen — es gibt deren 22 — erteilen mit einer einzigen Ausnahme nur theoretischen Unterricht in Kursen von 5—6 oder von 9 Monaten; die praktische Lehrzeit wird eben vorausgesetzt. Ein großer Teil der jungen Landwirte macht diese Kurse mit.

Von größter Bedeutung für die dänische Landwirtschaft ist ihr wissenschaftlicher Oberbau, ist die Landwirtschaftliche Hochschule in Kopenhagen, die mit einer Tierärztlichen Schule verbunden ist. Hier werden die Landwirtschaftslehrer und Konsulenten ausgebildet. Konsulenten nennt man die wissenschaftlich gebildeten Landwirte, die in gemeinverständlichen Schriften, Artikeln oder in Vorträgen die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung der Bauernsame vermitteln müssen, teils als Staats-, teils als Genossenschaftsbeamte. Die dänische Landwirtschaft verfügte 1928 über einen Stab von 229 Konsulenten, die außer der belehrenden auch eine mannigfaltige kontrollierende und überwachende Tätigkeit ausübten. Sie spezialisieren sich in Konsulenten für Pflanzenzucht, Haustierzucht, Meiereien, für Buchführung, Gartenkultur usw. Dieser Konsulenteninstitution verdankt die dänische Landwirtschaft einen großen Teil



Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen. — Im Hofraum das Grab des Bildhauers, dem die Schweiz das Löwendenkmal in Luzern verdankt.

ihrer überraschenden Erfolge. Doch sind diese nur darum möglich gewesen, weil die Konsulenten ihren Rat und ihre Hilfe einer aufgeweckten, bildungshungrigen und einblicksvollen Bauernschaft anbieten konnten.

Und da gedenken die Dänen in Ehrfurcht und Dankbarkeit ihres großen Pädagogen, Dichters und Volksfreundes N. F. S. Grundtvig, der ihnen die Volkshochschule gebracht hat und damit eine Volksbildung, die weithin leuchtet in ganz Europa.

Grundtvigs Erkenntnis war die, daß gerade die erwachsene Jugend zwischen 20—25 Jahren am empfänglichsten ist für die Erörterung der großen menschlichen Probleme und daß ihrem Drang, in die geistige Welt einzudringen, Nahrung geboten werden sollte. Unter dieser Nahrung verstand Grundtvig nicht bloß materielles Aufklärungswissen, sondern er verlangte für die Jugend vor allem Herzens- und Willensbildung. Er erkannte die starke Macht der historisch-poetischen Aufklärung, und darum spielen in den nach ihm und seinem Schüler Rold orientierten dänischen Volkshochschulen die nationale Geschichte, die Dichtkunst und die soziale Literatur eine so große Rolle. Die Mehrzahl der 61 bestehenden Volkshochschulen (die erste wurde bereits 1844 gegründet) haben darum auch ein betont christliches Gepräge.

Das Wesentlichste an der dänischen Volkshochschule, das sie vor den Nachahmungen in andern Ländern, so von den unsrigen unterscheidet, ist, daß sie die jungen Leute während fünf Wintermonaten aus der Alltagsarbeit und -umgebung herausreißt in eine idealistische Atmosphäre, in ein Schulheim, wo sie zusammen wohnen, essen, arbeiten, spielen, singen, beten, schlafen, aber auch streben und forschen, Vorträge hören und selber Vorträge halten und darüber diskutieren. Dies alles unter der Leitung lebens- und menschen- erfahrener Lehrer und Erzieher. 7000 junge Dänen beiderlei Geschlechtes gehen jährlich durch diese Volkshochschulkurse. Sie werden dort nicht fachlich geschult und kaum in einer Disziplin besonders gefördert. Aber sie verlassen die Volkshochschule mit einem bedeutend erweiterten geistigen Horizont, mit tausend Anknüpfungspunkten für die Weiterbildung und mit einem wachen Bildungshunger, der nun überall in Zeitungen, Büchern, Vorträgen Nahrung findet. So vorbereitet, treten die jungen Dänen in den Beruf, in die Ehe, in die Politik, in das Genossenschafts- und Vereinsleben ein. Sie sind nun empfänglich für die Ratsschläge der Konsulenten und wissen diese zu ihrem Nutzen auszuwerten. Sie begreifen, warum sie alte liebgewordene Gebräuche und Me-